
Markus Jääskeläinen

Tanz, Schrift

Aus dem Finnischen von Stefan Moster

I

Ich habe nie verstanden, daß Schreiben leicht sein kann. Ich beneide Menschen, die jedes Jahr ein Buch veröffentlichen. Die ein Gedicht pro Tag schreiben. Für mich heißt schreiben warten, in Leere versinken, sich an die Verzweiflung gewöhnen. Bei jedem Gedicht denke ich, es bleibt das letzte. Ich habe Angst, daß die Wahrheit ans Licht kommt. Daß ich kein Dichter bin. Ich danke meinem Gott, wenn nach langer Stille wieder ein Satz auftaucht, ein Wort. Ich schreibe es auf den Computerbildschirm, warte auf das nächste.

Die Poesie ist eine Freundin, deren Hand man nimmt, wenn sonst niemand da ist. Oft ist niemand da.

Auf der Zugfahrt durch Europa habe ich kein einziges Gedicht geschrieben. Ich brauchte es nicht. Ich nahm die Hand vieler Menschen, küßte die brennenden Lippen Europas. Vor allem: Ich tanzte. Ich dachte an das Schreiben wie an ein verlorenes Heimatland, ich wollte nicht zurückkehren. Der Tanz war mein Vaterland geworden.

Aber ich bin zurückgekehrt, bin wieder daheim. Oder?

Seit der Reise ist ein Monat vergangen. Ich hatte Zeit, nachzudenken, allein zu sein. Gedichte sind immer noch nicht entstanden. Eine neue Einsamkeit ist gekommen: die Sehnsucht des Kriegers, der seinen Stamm verloren hat. Jene Menschen, Züge, Hotels, die Eile und die Müdigkeit waren für anderthalb Monate mein Zuhause gewesen. Eine kurze Zeit. Lang genug, um sein Herz zu verlieren, zu sterben, ein anderer Mensch zu werden.

Meine Reise fing nicht mit dem Anfang an. Ich war schon sieben Monate unterwegs gewesen, als der Literaturezug am Bahnhof Apollonia in Lissabon piff. Kurz hatte ich überlegt, gar nicht an der Reise teilzunehmen. Ich hatte genug davon, unterwegs zu sein, Neues zu sehen.

Aber die Neugier siegte. Und das Pflichtgefühl.

Ich habe es nicht bereut.

In Lissabon wohnten wir in einem feudalen Hotel, dessen andere Gäste reiche japanische Touristen und Politiker auf Kongreßtour waren. Ich fuhr mit dem Taxi hin, von dem billigen Hotel, in dem ich vor dem Beginn der Literatur-Tour mein Quartier gehabt hatte. Das Hotel lag weit vom Zentrum entfernt, aber man kam mit dem Bus in die Stadt. Ich saß auf der breiten Fensterbank meines Zimmers, sprach über mein Handy nach Finnland, beobachtete die gebräunten jungen Frauen am Rand des Pools.

In Lissabon lernte ich den dänischen Lyriker Nicolaj Stochholm kennen. Mit ihm testete ich die erste Disko der Reise. Wir tranken Absinth in einem Fado-Restaurant, dachten an Strindberg, der ein Großkonsument dieses Stoffs war, der seinen Verstand verloren hatte. Der Barkeeper goß Kakaolikör auf den Grund des Glases und darauf das durchsichtige Gift. Erstaunlich war, daß sich die Flüssig-

keiten nicht miteinander vermischten, sondern getrennt blieben – wie ein altes Ehepaar. Das Getränk wurde angezündet und mit einem Strohhalm in die Eingeweide gesogen. Beim Trinken wurde nicht gezögert.

In Lissabon lernte ich auch den schwedischen Lyriker Håkan Sandell und die dänische Schriftstellerin Lotte Inuk kennen. Mit der holländischen Autorin Mariët Meester tauschte ich Erinnerungen an Indien aus. Lotte erzählte, daß sie sich mit dem Lesen von Tarot-Karten beschäftige und Vegetarierin sei. Håkan aß nur Fisch.

Menschen wie ich! Ich war verkauft.

In Lissabon waren diese jetzt so vertrauten Menschen noch fremde, beängstigende Gesichter. Vorher hatte ich lediglich die finnischen Autorinnen Anita Konkka und Anni Sumari gekannt – und auch sie nur von Zeitungsfotos. Mir war bange, die Sumari zu sehen, über deren Buch ich zwei Jahre zuvor wenig schmeichelhaft geschrieben hatte. Ich erspähte sie in der Hotelhalle zusammen mit der Konkka. Mutig näherte ich mich dem Paar, wobei ich ein Stoßgebet in die oberste Etage des Hotels schickte.

Ich bekam keine Faust ins Zwerchfell.

Wir machten uns wie zivilisierte Menschen miteinander bekannt, fragten, wie es geht, und von Anni erhielt ich ein Päckchen, das mein Freund aus Finnland schickte. Anitas rote Haare glühten wie ein glückliches Kohlenfeuer.

Im Staate alles bestens.

II

Von den ersten Tagen, auch Wochen einer Reise bleibt am meisten in Erinnerung. Weil man noch niemanden kennt, sich noch keine Routine herausgebildet hat. Die ersten Eindrücke bringen einen im nachhinein zum Lachen, wenn man sich vertraut gemacht, kennengelernt hat. Es ist falsch gewesen, aber man will das Bild nicht aufgeben, von dem man vermutet, daß sich trotzdem Wahrheit darin verbirgt. Von einem Menschen sieht man zuerst das, was in seinem tiefsten Innern ist. Dann, wenn sich die Einzelheiten häufen, ändert sich allmählich das Bild. Es wird ein gepflegtes, eingeübtes. Es wird so, wie das Objekt des Blickes das Bild haben will. So, wie er oder sie zu sein glaubt. Womöglich ist das Bild auch die ganze Zeit das richtige, gibt es keine einzige Wahrheit, ist der Mensch wie Janus, ein Modell der endlosen Mutation des Universums.

Während der Reise mußten ständig erste Eindrücke verdaut werden. Die Umstände änderten sich, die Gesichtsausdrücke wechselten zwischen Müdigkeit und Euphorie hin und her. Rasch begriffen wir, worin der eigentliche Zweck dieser Reise für uns, die Schriftsteller, bestand: sich anfreunden, lieben, einen gemeinsamen Geist finden.

In den 20er Jahren war in literarischen Kreisen in Finnland viel vom Gang nach Europa die Rede, vom "Öffnen der Fenster" nach Europa. Damals war man auf romantische Art begeistert von der europäischen Zukunft, man hatte die Konzentrationslager noch nicht erlebt.

Für ein Kind der Gegenwart besteht Europa aus den müden Bahnhöfen der Interrailtouren, dem schmutzigen Boden eines jugoslawischen Zugs, wo man im Zigarettenqualm einzuschlafen versucht, unter den Stimmen streitender Landarbeiter nachts um Zwei, aus den fürchterlich teuren Restaurants in Paris, ihrem nicht vorhandenen Service, aus dem Sammlerhimmel Londoner Plattenläden, aus den lächelnden Soldaten der ersten Freiheitsjahre in Prag.

Jede Generation errichtet ihre Vergangenheit auf den Ruinen ihrer eigenen Klischees. Ich war von Europa enttäuscht, war sogar wütend: auf die Vergangenheit, auf das Christentum, auf die weiße Hybris. Vor dieser Reise war ich fast zehn Jahre nicht in Europa gewesen. Meine Reisen gingen nach Osten, in den aufregenden Schoß einer alten, exotischen Kultur. Ich dachte mir Europa als langweiligen, bürokratischen, toten Erdteil, an den es nicht lohnte, Geld zu vergeuden, seine wenigen Lebensjahre.

Aber wenn sich die Jahre und Kilometer häufen, merkt man, daß das Erbe anderer Religionen und Kontinente auch nicht viel besser ist: Hindus töten, wer in die falsche Familie hineingeboren worden ist, Muslime brüten obskure Welteroberungspläne aus, buddhistische Mönche überbieten die Einwohner ihrer Länder darin, sich gegenseitig umzubringen ... Die Dummheit der Menschen läßt sich von Staats- und Glaubensgrenzen nicht aufhalten.

Ich war reif, nach Europa zurückzukehren, ich erwartete mir nichts. Ich begegnete Schriftstellern und Menschen, deren Normalität mir als etwas Besonderes vorkam. Sie schienen alle, bis hin zu den Jüngsten, viel Schmerz und Einsamkeit erfahren zu haben. Die friedlichen Züge ihrer Gesichter spiegelten etwas wider, was eine oberflächliche religiöse, politische oder andere Ideologie nicht geben konnte: selbstbewußte Demut.

Schreiben, das Verwandeln des Lebens in Buchstaben – das war der Geist.

(Sogleich muß angemerkt werden, daß nichts eine gute Sache so leicht verderben kann, wie pathetische Erhabenheit. Darum schreibe ich, daß die große, gemeinsame Wahrheit ein Gefühl war, eine Erkundung. Es war ein Witz, ein Lachen, das Licht eines zufälligen

Einverständnisses. Und Alkohol, Tanz, ein brüderlicher Blick, während einem der Rhythmus einer Madrider Underground-Disko in die Knochen fährt, Atmen.)

Die Zeit hat sich in einem Maße geändert, daß man sich nicht einmal mehr auf die literarischen Idole verlassen kann. Die Zukunft ist kein romantischer Traum. Sie ist, was wir jetzt tun und schreiben. Ich hielt einen vorüberjagenden Gedanken fest: Verschiedenheit ist Hoffnung. Vor dem Zweiten Weltkrieg war man noch in der Lage gewesen, von einer Zukunft zu träumen. Die Aussichten der Gegenwart sind einander überschneidende, organische Einheiten, wie Wald, wie ein Gewächs, das mit jedem Bestandteil auf das Leid eines einzelnen Teils reagiert.

Solche Träume kann man nicht bändigen.

III

Am Morgen wacht man trotzdem auf. Ein Hotelangestellter ruft übers Zimmertelefon an, die Uhrzeiger stehen in aller Frische aufrecht, der Zug fährt in anderthalb Stunden ab, 7.30. Ich putze mir nicht die Zähne, stopfe die Kleider in meine fette Tasche, rufe den Lift, lasse mich auf den Erdboden sinken, den Kopf immer noch in den Wolken, der Körper starr vor Müdigkeit. Ich würde im Zug schlafen, mich nicht über Literatur unterhalten, nicht aus dem Fenster schauen. Nicht heute.

Doch der Schlaf kam auch im Zug nicht dazu, seine Fangarme in die von grünem Unkraut überwucherten Sackgassen meiner Glieder auszustrecken. Wir krochen auf unseren metallenen Rädern in Richtung Rußland, der gemeinsamen Vergangenheit Osteuropas. Plötzlich war die Angst wieder Wirklichkeit. Der Schatten des Riesen stürzte auf die Geleise wie ein betrunkenener Bär. Der Sowjetstaat war

nicht vergessen worden von den Einwohnern der ehemaligen östlichen Satellitenstaaten. Ihre Gesten, Mienen wurden immer nervöser, je näher wir der Grenze kamen. Wir erwarteten steingesichtige Grenzbeamte in schmutziggrünen Uniformen, wir tasteten nach unseren Pässen, nach unseren Visa. Die Stimmen wurden gedämpft, das Gespräch geriet ins Stocken. Jeder in der Stille seines eigenen Kopfes, die Zeit wie ein schleimiger Fluß, die Flora unserer Vorurteile an beiden Ufern. Die Schläge des Herzens der Finsternis Augenblick um Augenblick immer näher.

Rußland war das erste wirklich andersartige Land auf unserer Reise durch Europa. Es zeigte seine goldenen, lächelnden Zähne, als wir den Bahnhof von Kaliningrad erreichten. Ein Blasorchester schnaubte eine offizielle Melodie, Feuerwerkskörper knallten, zischten, bildeten einen sehr gekonnten Lichtbogen.

Aber sobald wir den Bahnhof verließen, sahen wir ein anderes Bild, den unter der glänzenden Schale hervorgrinsenden Schmutz und die Armut. Der Kommunismus war gestürzt, aber der Weihnachtsmann der Marktwirtschaft hatte in diese Gegend nur wenig Geschenke gebracht.

Er brachte uns. Die wir über eine Zukunft staunten, die nicht auffindbar zu sein schien. Wir bewunderten das russische Talent, das von der Empore einer verfallenden Kirche in den Melodien eines Sinfonieorchesters über uns hinwegglitt, das in den Biegungen der Beine einer Ballerina im Teenageralter vor unseren Gesichter vorbeirauschte.

Klassisch, ewig.

Aber ein Land der Gegensätze: blendende Möglichkeiten, entsetzliche Verschwendung, unverbrüchlicher Stolz. Rußland hinterließ Verwir-

rung: gute Ratschläge, die kamen und gingen, Weisheit, die zu teilen man keine Lust hatte. Fragen, Fragen. Auf die es keine Antwort gab. Nur die Zeit – die auch in Rußland weiterzieht.

IV

Der Bericht ist fast zu Ende. Nachdem wir durch 18 Städte gekommen waren, landeten wir in Berlin. Wieder einmal war der Bahnhof voller Festgäste. Der finnische Rundfunk interviewte den unbekanntesten Dichter, der sich einen Augenblick im Glanz kollegialen Glücks gesonnt hatte, Teil einer zur Auflösung verurteilten Gemeinschaft gewesen war. Er spürte eine Wehmut in sich, der auch der wilde Tanz, die küssenden Lippen keine Erleichterung verschafften. Er fragte sich selbst, was ihm die Reise gegeben hatte. Erfahrungen, Erinnerungen? Interesse für das vereinigte Europa? Ja. Die Erkenntnis des Unternehmensgeistes der Völker und der Bedeutung der Freiheit für das Wohlergehen der Nationen; des Rechts der Schriftsteller, sich zu amüsieren und zu schimpfen, den Politikern auf die Zehen zu pinkeln? Ja.

Aber vor allen hochtrabenden Verlautbarungen hatte er den Tanz entdeckt. Es war wie ein Flirt mit der Finsternis, in die der Schlaf selbst den Kopf des Mutigsten jede Nacht versenkt. Das Liebkosen eines unbekanntenen Rhythmus, das Niederschreiben der Ängste auf dem brennenden Papier des Fußbodens, ein Text, der Bewegung ist. In seinem Innern wand sich Shiva, der Gott des Tanzes. Er hatte sich im Wirbel des Tanzes das Bein gebrochen, spürte aber keinen Schmerz mehr. Der Schmerz würde am nächsten Tag kommen. Und die Einsamkeit, die ihm nicht mehr sonderlich viel ausmachte.

Die Reise ist zu Ende, der Tanz geht weiter. Die Schriftsteller fahren nach Hause, fangen wieder an zu schreiben. Auch dieser Dichter

setzt sich an seinen Computer, kämpft gegen die Metapher, zu der der Zug, die Landschaften, die Lust, die Müdigkeit verkommen sind. Die stürmische Nacht ist zu einem trüben, dunklen Morgen auseinandergefallen, die Zigaretten sind ausgegangen. Der erste Güterzug rauscht in den Hafen von Turku, leert seine Fracht in Schiffe, die Europa mit der großen, kleinen Welt verbinden.

Der Schreiber hat seine Arbeit getan, eine neue Reise hat begonnen.